

# Leberecht Hühnchen [Schluss]

Autor(en): **Seidel, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **54 (1950-1951)**

Heft 24

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671058>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Leberecht Hühnchen

Von Heinrich Seidel

(Schluss)

## V. Ein neues Haus und neues Leben

Hühnchen hätte nicht er selber sein müssen, wenn nicht in kurzer Zeit der unverwüsthche Sonnenschein seines Innern wieder zum Durchbruch gekommen wäre, nur mit dem Unterschiede, dass sich unter den Saiten seines Gemütes nun eine befand, die wehmütig nachklang, so oft sie auch nur leise berührt wurde.

Im nächsten Sommer nach dem Tode unseres Kindes kam er, nachdem er sich fast acht Tage lang gar nicht hatte sehen lassen, in der freudigsten Aufregung zu uns.

«Teuerster Freund», sagte er, als er kaum das Zimmer betreten hatte, «vor kurzem habe ich eine Idee gehabt, die mich förmlich berauschte. Du weisst, wie glücklich ich war damals über den Einfall, dich zu bitten, zu uns zu ziehen, als hätte ich damals schon ahnen können, wie viel Liebes und Holdes daraus für uns alle erwachsen würde. Aber diese neue Idee ist noch viel glanzvoller. Wie ein Blitz aus blauer Luft kam sie mir plötzlich und sie lautet so: Warum baue ich mir eigentlich kein Haus, in dem für uns alle Platz ist, für euch und uns. Ich frage dich, gibt es was Einfacheres und Gesünderes als diesen Einfall, und doch hat es über fünf Jahre gedauert, bis er mir kam. Nun weiss ich endlich, weshalb mir alle meine vielen Pläne bis jetzt nicht gefielen, denn ich dachte dabei immer nur an uns zwei einsamen Leute. Und denke dir, kaum hatte ich diese Idee gefasst, da kam einer und bot mir ein Grundstück an. «Ein Fingerzeig des Himmels!» sagte ich mir. Als ich aber dies Grundstück sah, da dachte ich bloss: «O Isis und Osiris!» Denke nur, den schönsten Traum meines Lebens sah ich vor mir verkörpert, denn es war ein Teich darin. Verstehst du? Ein ganz unzweifelhafter, veritabler Teich mit Wasserrosen, Schilf und Rohrbomben. Ich fing an zu zittern vor Angst, ich könnte meine Begier nach diesem Grundstück zu deutlich verraten. Ich sage dir,

mit wahrhaft übermenschlicher Anstrengung habe ich Gleichgültigkeit geheuchelt, während die verlockendsten Phantasiebilder von Gondelfahrten im Mondschein, von Entenzucht und Fischereivergnügen mich umgaukelten. Was meinst du, wenn ich in der Mitte eine Insel anschütete mit einem Schwanenhäuschen darauf. Für Schwäne ist der Teich allerdings nicht recht geräumig genug. Aber deine Kinder könnten auf der Insel Robinson spielen. Und wie denkst du über Karpfen? Oder bist du mehr für Karauschen? Und ich will nur gleich damit herausschiessen — ich hab' es schon. Das Grundstück nämlich. Obwohl es über einen Morgen gross ist, war es gar nicht so sehr teuer, weil es nämlich ziemlich weit vom Bahnhofs liegt. Eine halbe Stunde zu gehen. Aber für Menschen wie wir, die eine sitzende Lebensart führen, ist die notgedrungene Bewegung, die diese Entfernung mit sich bringt, ja Goldes wert. Ich kann dies nur für einen weiteren Vorzug dieses Grundstückes halten. Nicht? Was?»

In mir war die Befürchtung aufgestiegen, Hühnchen hätte sich durch diesen, nach seiner Meinung so überaus wertvollen Teich die Augen verblenden lassen und ein Grundstück erworben mit zwar manchen wässerigen, aber wenig irdischen Vorzügen, und dieser Ansicht gab ich schüchtern Ausdruck.

«Thomas!!» sagte Hühnchen vorwurfsvoll und dann entrollte er strahlenden Auges ein Papier, das er in der Hand trug: «Sieh her und bleibe deiner Sinne Meister!» rief er dann emphatisch, indem er zwei Bücher auf die Ränder legte, um die Rolle am Zurückschnellen zu verhindern. «Hier erblickst du bereits alles, das Haus, den Teich, die Gartenanlagen, ich habe bis gestern nach Mitternacht daran gearbeitet im Feuer der Begeisterung.

«Siehst du das Haus? Seinen Grundriss halte ich für ein Meisterwerk, und jeder Architekt würde mich um die Lösung beneiden. Hier in diesem Flügel hat die Familie Hühnchen drei

niedliche Zimmerchen. Sie begibt sich dort aufs Altenteil oder, wie man in Bayern sagt, ins Austragstüberl. Siehst du hier meinen Schreibtisch? Wenn ich die Augen erhebe, fallen meine Blicke auf den Teich und seine romantischen Ufer. Und dort wohnt ihr. Siehst du wohl das kleine Vogelstübchen neben deinem Arbeitszimmer? Was sagst du dazu? He? Dort in jener, von aussen mit Rosen überrankten Erkernische hat Frieda ihren Nähtisch stehen und ihre Blumen. Dort wird sie sitzen wie eine Madonna im Grünen. Oben sind die Schlafzimmer, Kinder- und Fremdenstuben und sonstiges. Ahnst du, was dieser kleine Raum bedeutet? Das ist die Apfelkammer, denn in diesem Garten werd ich unermesslich Obst bauen. Hier, das grosse Gebüsch in der Ecke, zwischen dem Gartenzaun und dem Teich, das ist der Nachtigallenwinkel. Dort wird eine Laube von wilden Rosen sein, deiner Lieblingsblume, und sonst undurchdringliches Buschwerk. Dort wirst du Nachtigallen und sonstiges vergnügliches Gefieder ansiedeln und an schönen Frühlings- und Sommerabenden 'n bisschen auf deinem geliebten Pegasus reiten.»

«Was ist denn das dort in der anderen Ecke?» fragte ich. «Da steht ja: ‚Der Weinberg.‘»

«Ja», sagte Hühnchen und sah ganz ungemein schlau aus, «das ist eben der Weinberg. Aber keiner von gewöhnlicher Art, sondern dort werde ich eine riesige Johannisbeerplantage anlegen. Die Beeren werden wir keltern und alljährlich ein Fass köstlichen Weines in unseren Keller eintun. Dann, wenn wir unseren Gästen davon vortsetzen, werden sie fragen: ‚Ei, wo habt ihr denn diesen herrlichen Tropfen her?‘ Und stolz und schmunzelnd werden wir antworten: ‚Hm, eigenes Gewächs.‘ — Von Nachbarschaft werden wir einstweilen nicht belästigt werden, denn in der ganzen Gegend hat sich noch kein Mensch angebaut. Wir werden dort hausen als die äussersten Pioniere der Kultur. Doch was schadet das, Berlin wird uns schon nachkommen. Wenn sich einer mal so weit hinaus gewagt hat, so wirkt das, als sagte diese Ansiedelung fortwährend zu den weiter zurückliegenden: ‚Tuck, tuck, mein Hühnchen!‘ und bald lassen sie sich locken und kommen ihm nach die Häuser und Häuserchen, und siehe da, in ein paar Jahren ist man eingebaut, fühlt einen erheblichen Stolz als ‚ältester Ansiedler‘ und erzählt der erstaunt horchenden Jugend wunderbare Geschichten, ‚wie es früher war.‘»

Als nach dieser Unterredung zwei Jahre vergangen waren, wohnten wir wirklich dort und fanden unser Heim über die Massen wohnlich und schön, besonders die Kinder, die in dem ländlichen Aufenthalte herrlich gediehen. In dem Teich befand sich wirklich eine Insel von drei Meter Durchmesser und eine zierliche Gondel schaukelte auf seinen Wellen. Er ward bald bewohnt von sieben Fröschen und fünfunddreissig Karauschen, deren reichliche Vermehrung wir mit Spannung erwarteten. Die Reusen, um diesen Nachwuchs der wohlschmeckenden Fische einzufangen und der Bratpfanne zuzuführen, lagen schon bereit. Der Garten war vollständig bepflanzt und, wer Augen hat zu sehen, sagte Hühnchen, der blickt in seine Zukunft wie ein üppiges Füllhorn. Das einzige, was ihm mangelte, war Schatten, das aber ist ein Uebelstand, sagte wiederum Hühnchen, dem die unverwüsthliche Schöpferkraft der Natur mit jedem Jahr mehr abhelfen wird. Wir hatten dort einen Weingang, auch «der Poetensteig» genannt, an dessen Drahtwänden eine Anzahl von jungen Reben ihre ersten Kletterversuche machten. Wenn Hühnchen durch diesen Steig ging, so blickte er meist andächtig nach oben, wo nichts zu sehen war als Draht und Himmel, und als ich ihn einmal fragte, warum er das täte, sagte er: «O, ich sehe im Geiste schon dort die Sonne durch das grüne Weinlaub schimmern und dazwischen die schwellenden Trauben niederhängen. Ein herrlicher Anblick!» In dem Garten befand sich eine Jelängerjelierlaube, die besonders eingerichtet war zum Genuss der Abendröte, wenn sie sich in den «Fluten» des Teiches spiegelte. Sie hiess darum auch die «Abendlaube». Der «Jelängerjelier» machte jedoch seinem Namen noch wenig Ehre und die Laube bestand zumeist aus Latten und Hoffnung. In einer Ecke, die menschlicher Berechnung nach im Laufe der Jahre noch einmal die Aussicht hatte, recht schattig zu werden, stand in einem Kreise düsterer Nadelhölzer die «Philosophenbank». «Ein nachdenklicher Winkel», sagte Hühnchen, «hast du einmal schwierige Probleme auszugrübeln, so verrichte dies Geschäft hier, des Orts Gelegenheit ist günstig. —

Auf Wasserkünste hatte Hühnchen in diesem Garten verzichtet, «denn», sagte er, «wo die Natur selber in verschwenderischer Fülle für Wasser gesorgt hat, da würden solche Künste kleinlich wirken.»

\*

Und wiederum vergingen zwei Jahre. — Damit bin ich zu der Grenze gelangt, wo Vergangenheit und Zukunft sich scheiden, und die Gegenwart beginnt, in der ich diese geringen Erlebnisse niederschreibe. Da nun die Zukunft ein unbekanntes Land ist, in dem nur Hoffnungen und Entwürfe wohnen, so ist damit von selber dieser Geschichte ein Ziel gesetzt. Wir sind eben an den grössten Zaun gelangt, wo die Welt mit Brettern vernagelt ist. Da bleibt mir denn zum Schluss nichts übrig, als zu berichten, wie es den mannigfachen Leuten, die in dieser harmlosen Geschichte vorkommen, bis dahin ergangen ist, und die Billigkeit erfordert, dass ich zuerst dessen gedenke, der nicht mehr ist, und ihn voranstelle, obwohl er kein Mensch war, sondern nur der Rabe Hoppdiquax.

Dieses menschenfeindliche Ungetüm war ebenfalls mit nach der neuen Behausung übergesiedelt und wohnte dort in einem eigens für ihn hergerichteten Käfig, den Hühnchen auf dem Bauplan stets mit dem Ausdruck «Zwinger für wilde Tiere» bezeichnet hatte. Mochte ihm nun die Luftveränderung nicht bekommen sein, oder war es die Folge hohen Alters, er wurde hier nach kurzer Zeit blind, und es ging mit ihm eine Veränderung vor, die auf den, der den Stolz und das hochfahrende Wesen des früheren Hoppdiquax gekannt hatte, einen kläglichen Eindruck machte. Sobald er einen Schritt in der Nähe seines Käfigs vernahm, so sass er mit etwas erhobenen Flügeln und halb geöffnetem Schnabel da und bettelte unter heiserem Krächzen, wie die jungen Vögel zu tun pflegen. Steckte man ihm dann etwas geweichte Semmel in den Schnabel, so liess er das wenig geschätzte Nahrungsmittel zuerst fallen und sagte nachdrücklich aber kläglich: «Quatschkopp... Quatsch... Quatsch... Quatsch... Quatschkopp!» Dann nahm er es mit dem Schnabel tastend wieder auf und verschluckte es mit verächtlicher Gebärde. Gab man ihm dagegen ein Stück Fleisch, da verklärten sich sichtlich seine Züge. Aus der tiefsten Kehle kam es wohlgefällig: «Da ist der Graf!» und alsbald verschlang er es. Allmählich aber ward er immer kümmerlicher, seine Füsse wollten ihn nicht mehr recht tragen, und nun sass er oft eine lange Weile auf den Schwanz gestützt, mit gesträubten Federn und brütete vor sich hin. Dazwischen sagte er dann manchmal wie sinnend und in kläglichem Tone: «Ein rätselhafter Vogel! Ein rätselhafter Vogel!» Zuletzt ward er ganz elend,

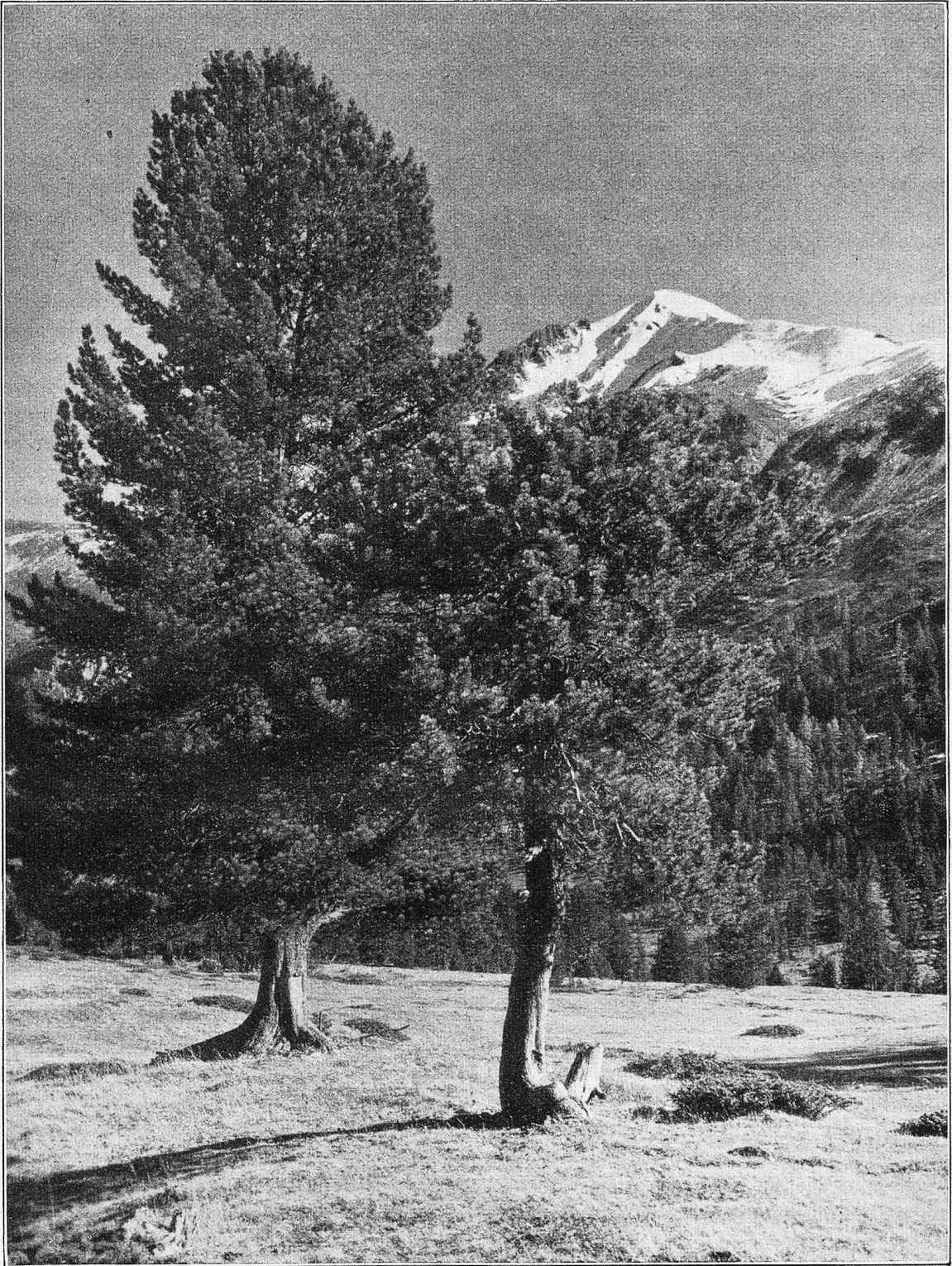
zitterte selbst im warmen Sonnenschein und bekam zuweilen Krämpfe. Als es zu Ende mit ihm ging, nahm Hühnchen ihn heraus, und da er vor Frost zu beben schien, wickelte er ihn in ein wollenes Tuch und legte ihn auf das Sofa in eine Ecke. Zuweilen reichte er ihm ein Stücklein zarten Fleisch, das der Vogel mühsam herunterwürgte. Zuletzt verweigerte er auch dies. Als er dann mit aufgesperrtem Schnabel nach Luft rang und Hühnchen ihn mit sanfter Hand im Nacken kraulte, da raffte der Rabe Hoppdiquax sich noch einmal auf, nahm alle seine Kraft zusammen und biss Hühnchen in die Finger. Dann mit dem Ausruf «Quatsch... Quatsch...» hauchte er seine schwarze Seele aus.

Bei der Philosophenbank liegt er begraben und eine Eibe ist auf sein Grab gepflanzt. «Er war ein altes rätselhaftes Ungetüm,» sagte Hühnchen später einmal, »aber wer weiss, ob er etwas dafür konnte. Vielleicht haben trübe Schicksale, die wir nicht kennen, schon in früher Jugend sein Herz verbittert. Und wie er auch war, er fehlt mir, wenn ich an ihn denke. Ich hatte mich nun einmal an ihn gewöhnt. Mein alter Hoppdiquax!»

Von Hans Hühnchen ist nur zu sagen, dass er nach längerem Harren sein geliebtes «Feuer» heimgeführt hat und mit ihm in Westfalen wohnt, wo er an einem grösseren Eisenwerke sich eine gute und dauernde Stellung erworben hat. Das «Feuer» hat ihm bereits zwei kleine Flämmchen verschiedenen Geschlechtes geschenkt, die nach dem allgemeinen Urteil ebenfalls ganz der Vater und die Mutter sind.

Der Major ist sehr weiss geworden und sein Schnurrbart leuchtet wie Silber. Trotzdem hält er sich sehr stramm und schlägt noch mit derselben Verve die Hacken zusammen und erzählt mit derselben schnarrenden Stimme seine Geschichten, die durch ihr ehrwürdiges Alter nicht pointenreicher geworden sind. Seine Frau ist noch immer das feierliche Lineal mit der vornehmen Vergangenheit, als das wir sie zu Anfang kennen gelernt haben, und wenn ihr Haupt nicht im Silberschimmer steht wie das ihres Gemahles, so flüstern böse Zungen im geheimen viel von den Fortschritten der Chemie und den Geheimnissen des Drogenladens.

Die Stunde, wo ich Rache hätte nehmen können an meinem Freunde Bornemann für seine Mondscheingeschichte am Polterabend, ist noch immer nicht gekommen. Es scheint, wir haben es hier mit einem eingefleischten und unverbes-



Goldene Septembertage laden zum Wandern auf Bergeshöhe ein

serlichen Junggesellen zu tun, denn allen Schlingen und Fallstricken, die dem wohl-situierten Manne von weiblicher Seite bis jetzt gelegt wurden, ist er mit grosser Schlaueit entgangen. Jedoch betreibt er nicht mehr mit demselben Eifer und Opfersinn wie früher das Studium der Getränke Deutschlands und der umliegenden Länder, denn allzu eifrige Forschungen auf diesem Gebiete haben ihn kürzlich einer Schweningerkur in die Arme geführt, über deren höchst merkwürdigen Verlauf ich wohl ein anderes Mal berichte.

Doktor Havelmüller teilt noch immer seine Zeit zwischen dem aufgeregten Treiben der Weltstadt und seiner Einsiedelei in Tegel. Er hat sich noch immer nicht für den Stil seines zu erbauenden Hauses entschieden, hat aber die Flora und Fauna seines Grundstückes wieder beträchtlich vermehrt und dieses selbst durch angestrengte Arbeit in einen üppigen Garten verwandelt. Infolgedessen hat er in einer dichten Gebüschgruppe einen Mieter bekommen, auf den er sehr stolz ist. Dort wohnt nämlich Hochparterre eine Nachtigallfamilie. Wenn Doktor Havelmüller an diesem Buschwerk vorbeigeht, verfehlt er nie, den Hut zu ziehen und in verbindlichem Tone zu sagen: «Ich habe die Ehre!»

Von Onkel Nebendahl und Frau kann man sagen, dass es ihnen nur allzu gut geht und sie blühen und gedeihen, besonders was die Breitenausdehnung betrifft. Sie müssen deshalb in jedem Frühjahr nach der Saatzeit beide nach Marienbad, und wenn sie auf der Rückreise durch Berlin kommen, so sprechen sie mit Genugtuung von dem Viertelzentner, den jedes von ihnen dort gelassen hat. Anzusehen ist es ihnen freilich nicht, denn sie opferten ihn aus der Fülle reichlichen Besitzes.

Von Tante Lieschen weiss ich, dass, trotzdem sie nie zu bewegen gewesen ist, noch einmal nach Berlin zu kommen, doch ihr Besuch des grossen Babels eines der wertvollsten Juwelen ihrer Erinnerung bildet, und wenn sie zu der Strübing «im Tee» geht, wie sie zu sagen pflegt und dort ihre andere beste Freundin, die Rönnekamp, trifft, da erzählt sie gern von ihren schrecklichen Erlebnissen und von den schauerhaften ausgestopften Verbrechern, den Richtbeilen und Schwertern, und den entsetzlichen Folterinstrumenten, die sie gesehen hat. Die alten Damen fühlen dann ein schönes wohlthätiges Gruseln und nicken mit den Hauben und freuen sich, dass sie

beim freundlichen Summen des Teekessels sicher und wohl aufgehoben an einem Orte sitzen, wo dergleichen nicht vorkommen kann.

Was nun Lotte betrifft, so hat sie bereits vor längerer Zeit den Landsmann geheiratet, und beide haben mit ihren Ersparnissen einen Obst- und Grünkramkeller aufgetan, mit dem ein schwungvoller Handel in Breslauer Ammenbier, Perleberger Glanzwiche und ähnlichen Spezialitäten, sowie der Betrieb einer Drehrolle verknüpft ist. Sie bedienen ihre Kunden in einem wunder-vollen Gemisch von Berliner Jargon mit ihrem schon aus Mecklenburg mitgebrachten trefflichen Hochdeutsch und erfreuen sich in ihrer Strasse grosser Beliebtheit. Es sind auch schon zwei flachshaarige Jungen da von vier und drei Jahren, und es darf nicht verschwiegen werden, dass der älteste, dessen Pate ich bin, merkwürdige Eile hatte, auf die Welt zu kommen. Als ich kürzlich mal vorbeikam, sassen die beiden rotbackigen Flachsköpfe auf der Kellertreppe und jeder hatte einen kleinen zierlichen Leberfleck auf der Nase, der eine links, der andere rechts. In den Händen trug jeder ein grosses Pflaumen-musbrot, in das er sich bereits bis über die Ohren hineingegessen hatte, und man sah es ihnen ordentlich an, wie ihnen solche gedeihliche Nahrung bekam. Lotte und ihr Mann sind es jetzt in Berlin vollständig «an» geworden, besonders seit sie ihren eigenen Herd haben, und sie ihm in anmutiger Abwechslung «Aepfel um Getoffel, un Mehlgrütz', un Mehlbutter, un Musgetoffel mit Buttermilch un all solch schönes mäkelburgsches Essent» kocht. Um die Schlachtzeit aber, da gibt es Schwarzsauer mit Backbirnen und Klössen, und sie finden, dass es in Berlin ebensogut schmeckt als in «Mäkelburg».

Pauline ist verschollen. Sie schweifte, als sie von uns abging, in schneller Folge durch eine Reihe von Familien, unter grossem Aufwand von Täuschung und Zerwürfnis auf beiden Seiten, und entschwand dann unseren Augen. Bornemann behauptet, er habe sie einmal wieder gesehen und sie sei mit einem «Naturforscher» verheiratet, den sie bei seinen mühseligen Forschungen nach Alttertümern auf den Feldern um Berlin, wo Müll abgeladen werden darf, unterstütze. Er habe an einem Zaun in einer abgelegenen Gegend vor der Stadt einen Mann gesehen, der seine gesammelten Schätze sortiert habe, die Lumpen für sich, die Knochen für sich und die leeren Flaschen ebenfalls für sich. Neben ihm habe ein

noch jugendliches, aber sehr schlampiges Weib  
gesessen und ihren schreienden Säugling in Schlaf  
zu singen versucht mit einem Liede, dessen End-  
reime gelautet hätten:

«Grünkohl, Grünkohl  
Ist die beste Pflanze!»

«Wenn das nicht Pauline war,» so schloss Bor-  
nemann, «dann will ich ewig Wasser trinken!»

Der junge Kunstgelehrte Erwin Klövekorn ist  
jetzt als Assistent an irgend einem Museum an-  
gestellt und hat ein ungemein «fleissiges» Buch  
über die Behandlung der Fingernägel auf den  
Bildern der italienischen Maler des Quattrocento  
geschrieben. Das Buch ist stellenweise so tief-  
sinnig, dass er es selber nicht versteht. Als Dok-  
tor Havelmüller es kürzlich bei uns liegen sah,  
denn der Verfasser hat dem Vater seines Freun-  
des Hans Hühnchen ein Exemplar geschenkt, da  
schlug er es auf und betrachtete es mit leuch-  
tenden Augen. «Die Literatur», sagte er dann,  
«gewährt uns doch Genüsse der verschiedensten  
Art. Zum Beispiel, wenn ich dies Buch nur sehe,  
da durchrieselt mich gleich mit sonderbarem Wohl-  
behagen der Dank gegen die Vorsehung, dass  
ich nicht nötig habe, es zu lesen.»

Da nun aller der wichtigeren Personen, die in  
den Geschichten von meinem Freunde Lebe-  
recht Hühnchen eine Rolle spielen, gedacht wor-  
den ist, so möchte ich zum Schluss noch jeman-  
des erwähnen, der nun erst eintritt und dessen  
Geschicke noch von jenem Dämmer umhüllt wer-  
den, mit dem eine unbekante Zukunft unseren  
Blick verschleiert.

Als ich ganz kürzlich von einer kleinen Ge-  
schäftsreise zurückkehrte, kam mir Hühnchen  
schon an der Gartenpforte entgegen, und ich sah  
ihm gleich an, dass sein ganzes Wesen verhal-  
tene Freude war. Er schlang seinen Arm um mich,  
zog mich in den Weingang und sprach im Wei-  
tergehen: «O lieber Freund, die Vorsehung ist  
gnädig gegen uns gewesen. Es ist jemand ange-  
kommen, und was wir alle so innig wünschten,  
hat sich erfüllt: Es ist ein kleines Mädchen. Ge-  
sund, schön und kräftig!» Dann liess er mich los,  
ergriff meine Hand und etwas wie Wehmut ging  
über seine Züge. »Wir tanzen nicht mehr,» sagte  
er dann, «wir tanzen alle beide nicht mehr. Das  
ist vorbei. Aber wir freuen uns still und herz-  
inniglich.

«Und nun komm und begrüsse dein Kind!»

Ende



## An unsere verehrten Abonnenten

*Am 1. Oktober tritt Dr. Ernst Eschmann, der 23 Jahre die Redaktion an unserer Familienzeitschrift «Am häuslichen Herd» geführt hat, von seinem Amte zurück. Er war allzeit bestrebt, im Sinne der Gründerin, der Zürcher Pestalozzigesellschaft, seinen Lesern volkstümliche Literatur zu vermitteln. Er widmete sich verschiedenen Künsten und brachte auch interessante, illustrierte Reisebe-*

*richte. Politische Auseinandersetzungen wie Aktualitäten des Tages wurden vermieden, da die Tageszeitungen von diesen Ereignissen genug berichteten. Wir danken dem scheidenden Redaktor für all seine Mühe und Arbeit. Auch unsere Leser werden ihm dankbar sein für all die schönen und kurzweiligen Stunden, die er ihnen nach Feierabend bereitet hat.*

DER VERLAG